

# Seesicht

Thomas Heimgartner

Er steht an der Fensterfront seiner Wohnung und sieht der Sonne dabei zu, wie sie untergeht. Es wäre falsch zu behaupten, dass er den Anblick genießt. Er weiss: Die Tourismusverantwortlichen seiner Stadt preisen diesen Sonnenuntergang als einen der schönsten der Welt an. Das mag aus offizieller Sicht stimmen, seine Sicht fällt zurzeit anders aus. Seesicht übrigens, unverbaut. Nettowohnfläche 144 Quadratmeter, das hat er kürzlich nachgeschaut. Seit bald einer halben Stunde hat er sich kaum von der Stelle bewegt und damit weniger als ein Prozent des ihm zur Verfügung stehenden Wohnraums genutzt. Angeblich nehmen wir pro Kopf immer mehr Platz fürs Wohnen in Anspruch. Ihm reicht im Moment sein Lieblingsquadratmeter, am Fenster, in der direkten Verlängerung des Entrees. Näher kommt er dem See hier drin nicht; es ist nahe genug. Wer in den letzten vier Jahren zu Besuch kam, war nach eigener Aussage von der Aussicht entweder «bezaubert», «fasziniert», «überwältigt», «entzückt» oder zumindest «beeindruckt». Schon beim Überschreiten der Türschwelle eröffnet sich dem erwartungsfrohen Gast das Panorama mit der dominierenden Rigi. Mit jedem Schritt auf die Rigi-Antenne zu breitet sich der See mehr aus, legt er sich einem zu Füßen. Ein Freund von ihm meinte einmal, ihn überkomme beim Betreten der Wohnung die Lust, mit ein paar Schritten Anlauf durchs Fenster und kopfüber in den See zu springen. Er selbst ist schon lange nicht mehr ins Wasser gesprungen. Mit einem Kopfsprung schon gar nicht.

Die Wohnung war ihre Idee gewesen. Ihm kam das Risiko damals schon gross vor. Das finanzielle. Sie dachte anders. Für sie stellte der See den Fixpunkt in ihrer Beziehung dar, und so sah sie im Wohnungskauf einen Akt mit Symbolcharakter. Keine Ringübergabe, keine Baumpflanzung, keine Kinderzeugung, auch kein Trauschein – dafür der freie Blick auf den See. Den Ort, an dem ihre Geschichte begann, damals, gleich nach der Matura. Seine Klasse traf sich mit der ihren zum Feiern des Abschlusses im Brüggl, einem Badestrand, der nichts kostete. Die Partys dort hatten sich für ihn und seine Kame-

raden in den letzten Gymnasialjahren zu einer Art Sommerritual entwickelt: Man spielte Volleyball, trank Discountbier, briet Fleisch und Würste auf dem Grill, sass ums Feuer, in variabler Besetzung. Er kannte sie kaum, hatte nur ein paar Mal mit ihr in der Zehn-Uhr-Pause geredet, wenn sein Freund Yves und ihre Freundin Katja dabei gewesen waren. Sie war eine der Schülerinnen jener Klasse, in der sich alle freiwillig für das Fach Latein entschieden hatten. Er weiss noch, wie erstaunt er war, als sie beim Volleyball Anlauf nahm, den Ball aufwarf und von oben aufschlug. Sie spielte viermal auf ihn, er hechtete viermal vergebens, um den Ball zu erreichen. Ihr fünfter Aufschlag war so einfach, dass es auffiel. Er spielte ihr den Ball zurück. Später, als sie auf der Liegewiese sassen und Yves' Gitarrenspiel das Zentrum mädchenhafter Bewunderung bildete, bemühte er sich umsonst, mit ihr Blickkontakt aufzunehmen. Offenbar hatte sie ein anderes Zielobjekt gesucht und gefunden. Er fragte sich, ob er bei Gelegenheit etwas gegen seine sportlichen und musikalischen Defizite unternehmen sollte. Es wurde dunkel, ein warmer Wind kam auf. Der Rauch des Feuers drehte ständig und brannte in den Augen. Er stand auf, wollte sich eine von den Bierflaschen holen, die sie im Wasser kühlgestellt hatten. Erst am Ufer bemerkte er, dass sie ihm gefolgt war. «Komm, wir gehen», sagte sie gleich bestimmt, wie sie ihm zuvor die Bälle zugespielt hatte. «Wohin?» – «Schwimmen.» Der Gedanke an das Bad mit ihr erregte und verunsicherte ihn. Er war froh, dass sich ihre Körper in der Neumondnacht nur in Umrissen abzeichneten. Als sie sich auszuziehen begann, drehte er sich etwas ab und überlegte kurz, ob er die Boxershorts anbehalten sollte. Im nächsten Augenblick war sie schon im Wasser. Er hörte auf zu überlegen, zog sich ganz aus und folgte ihr. Die Kieselsteine drückten sich in seine Fusssohlen, er versuchte zügig und geräuschlos ins Wasser zu gelangen. Während ihre Klassenkameraden *Knockin' on Heaven's Door* sangen, schwammen sie am Schilfgürtel vorbei aus ihrem Blickfeld. Sie schwamm schnell und war ihm immer einige Züge voraus. Irgendwann tauchte sie unter, blieb mehrere Sekunden

unter Wasser, kam unmittelbar hinter ihm wieder an die Oberfläche und legte ihre Arme um seinen Hals. Er spürte ihre Brüste auf seinen Schulterblättern. «Mich wirst du so schnell nicht wieder los», flüsterte sie ihm ins Ohr. Er drehte sich auf den Rücken und schaute sie ungläubig an, während er versuchte, nicht mit ihr unterzugehen.

Die Sonne ist weg. Er drückt die Nase gegen das Fensterglas und wischt gleich darauf mit einem Taschentuch darüber. Frisch geputzte Scheiben, alle Spuren beseitigt. Klare Sicht. Auf den See, an den sie ihn seit jenem Juniabend immer wieder mitnahm. Während sie studierten, sie in Bern, er in Zürich, bildete der See ihre «Homebase», wie sie es nannte. Er spottete nicht, dass Wasser für eine Basis kein besonders stabiler Stoff war. Auch dass sie ihren Jahrestag immer im Brüggli feiern wollte, störte ihn nicht. Er fand es im Gegenteil schmeichelhaft, dass sie diesem Erlebnis mit ihm nach mehr als zehn Jahren noch derart grosse Bedeutung beimass. Erst seit sie nach einigen Berufs- und Wanderjahren wieder in Zug wohnten, viel arbeiteten und mehr als genug verdienten, kam ihm ihre «Hydrophilie zugerischer Prägung» (ihre Bezeichnung) zunehmend kindisch vor. Er täuschte sich, wenn er annahm, dass die Ausflüge ans Wasser weniger würden, sobald sie diese Wohnung mit Seesicht hätten. Sie wurden immer mehr. Jedenfalls schien es ihm so. Sie reservierte Restauranttische in der Altstadt mit Blick aufs Wasser oder buchte Schifffahrten mit kulinarischen Themen wie «Feuriges Südamerika» oder «Bärenkrebs-Buffer». Sie meldete sie beide zum Schnupperrudertraining des Seeclubs an. Wollte mit ihm schwimmend den See überqueren, begleitet von der Lebensrettungsgesellschaft. Trug die Pflichttermine Jazz-Night und Seefest gleich Anfang des Jahres im Terminplaner ein. Schlug sonntags Spaziergänge an der Seepromenade vor. Und sie nötigte ihn im Sommer, mindestens einmal in der Woche die Mittagspause mit ihr im Strandbad Seeliken zu verbringen. Es kümmerte sie nicht, dass er sich wenig aus Bärenkrebsen machte. Oder dass das von ihr gepriesene Ge-

fühl der «unglaublichen Frische» nach dem mittäglichen Bad sich bei ihm noch während der Radfahrt zurück ins Büro verflüchtigte. Vielleicht hätte es sie ja gekümmert, wenn er es ihr gesagt hätte. Doch wäre das nicht ein Verrat an ihrer Geschichte gewesen? Ihre Geschichte, die im Wasser begonnen hatte. Wenn er ihren Vorschlägen zustimmte, hatte er immerhin das Gefühl, dass er zu ihr ja sagte.

Das private Büro liegt zur Ostseite der Wohnung. Es gibt keinen Grund für ihn, es jetzt zu betreten. Stünde ihr Büchergestell noch dort, fände er darin einen Band mit Zuger Sagen. Ihm war dieses Buch unbekannt, als er vor drei Monaten auf einen Vorschlag von ihr unerklärlicherweise nicht nach dem gewohnten Muster reagierte. Es hätte wohl keinen Unterschied gemacht. Dass sie mit der Sage von der Zuger Seejungfer vertraut war, darf angenommen werden. Einige Elemente kämen rückblickend auch ihm vertraut vor: Ein Wasserwesen verliebt sich in den Stadtschreiberbuben, er verliebt sich in sie. Sie gibt ihm einen Zauberspruch, damit er fortan bei ihr leben kann. Doch dem Erdensohn wird das Leben im Wasser langweilig; er verspürt Heimweh. Daraufhin beschliesst die Seejungfer, Familie und Freunde ihres Gatten und deren Häuser zu sich zu holen, und so versinkt im Jahr 1435 die «niedere Gasse» der Altstadt in den Fluten des Sees. Dort leben sie seither glücklich, Menschen und Wasserwesen vereint. Es ist eine andere Geschichte als ihre. Sie hatte ihm keinen Zauberspruch gegeben, wenn sie Sätze sprach wie: «Der Abend ist so schön, komm lass uns an den See gehen.» Und er spürte kein Heimweh, als er sagte: «Wir haben den gottverdammten See direkt vor der Hütte, die zwei Vermögen gekostet hat. Schau ihn dir doch mal von hier aus an, ja?» Die Wohnung stürzte nach diesen Worten nicht ins Wasser. Nur dass er den See etwas weniger liebte als sie, war jetzt beiden klar.

Er steht noch immer an seinem Lieblingsplatz. Dreht sich nach links, wo bis heute der Esstisch mit den Stühlen ge-

standen hat, blickt hinter sich, wo statt des Sofas nur noch die Kratzer der Stahlfüsse im Eichenparkett zu sehen sind. Er hat in der letzten Stunde nur einen Quadratmeter seiner Wohnung genutzt. Auf den kann er auch noch verzichten. Er geht. Nicht zwingend an den See.

THOMAS HEIMGARTNER, 1975 IN ZUG GEBOREN, IN BAAR AUFGEWACHSEN. STUDIUM DER GERMANISTIK, ANGLISTIK UND KOMPARATISTIK. UNTERRICHTET DEUTSCH AN DER KANTONSSCHULE ZUG UND WOHN'T MIT SEINER FAMILIE IN LUZERN. LETZTE VERÖFFENTLICHUNG: «STIMMÜBUNG – ERZÄHLUNG UND ANLEITUNG» (2011).

